



Zeit der Heilung

Schicksalsschläge, Alltagsorgen und grundlegende Gedanken verarbeitet **Emma Talbot** zu träumerischen Zeichnungen, Rauminstallationen und Trickfilmen - dafür wurde die englische Künstlerin mit dem Max-Mara-Preis für Frauen geehrt, auf den nun mehrere große Ausstellungen folgen

TEXT: HANS PIETSCH, FOTOS: JANINA FLECKHAUS

In Sprechblasen formuliert Emma Talbot universale Fragen und Gedanken, die sie beschäftigen - und uns oft auch sehr nahegehen

WHEN SCREENS BREAK, AUSSCHNITT, 2020



Emma Talbot, 52, in ihrem Londoner Atelier vor einer großen Stoffarbeit, die jetzt fertig im Kunsthaus Pasquart im schweizerischen Biel zu sehen ist
WHAT ARE WE, 2021



Do you keep thinking there must be another way« steht in dunkelgrauen, gemalten Buchstaben in einer weißen Sprechblase – was bedeutet: »Denkst du immer, dass es einen anderen Weg geben muss?« In anderen Sprechblasen steht: »Fühlst du dich unsichtbar?«, »Warum ist dein eigener Tod so unvorstellbar?« oder »Du träumst, du fällst, aber du landest nicht.« Mit solchen Fragen, deren ehrliche Beantwortung Mut erfordert, und Aussagen, die ans Eingemachte gehen, zielt die englische Multimedia-Künstlerin Emma Talbot mitten in die Seele ihres Publikums. Wer sich ihre Zeichnungen, Gemälde, Skulpturen und Rauminstallationen ansieht, kommt nicht umhin, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Oft bettet Talbot ihre Sprechblasen in dschungelartig-ornamentale Welten, in denen gesichtslose, geschlechtslose und doch weiblich anmutende Figuren wie in tiefer Verzweiflung gefangen herumirren.

Emma Talbot geht in ihrem Werk die großen Lebensfragen an. Ihre letzte große Schau vor der Corona-Pandemie fand 2019 im GEM KUNSTMUSEUM in Den Haag statt und hieß »Sounders of the Depths« (Echolote der Tiefen). Diese Schau, in der viele große Stoffparavents zu sehen waren, begann mit einer Geburtsszene in all ihrer blutigen Schönheit: zwei Frauenfiguren, eine gebärend, die andere mit Selfie-Stick und dazwischen ein Neugeborenes plus Nabelschnur und Plazenta – alles aus weichem, samtartigem Stoff genäht, kuschelig, faszinierend und abstoßend zugleich. Wie kommt sie auf solche Szenen? Was beschäftigt sie, und was will sie aussagen? Talbot wurde 1969 in Stourbridge geboren,

Es sind große Lebensfragen, vor die Emma Talbot ihr Publikum stellt

im Ballungsraum der Industriestadt Birmingham in den englischen Midlands. Ihre Eltern trennten sich, als sie drei Jahre alt war, der Vater zog nach Tokio, wo er seitdem lebt, die Mutter heiratete wieder. Sie und der Stiefvater hatten keinen Einfluss auf Talbots Entscheidung, Künstlerin zu werden. Was sie allerdings mit ihrer Mutter verbindet, ist die Geschicklichkeit mit den Händen: nähen, stricken, häkeln, sticken.

Bis 1991 studierte Emma Talbot am BIRMINGHAM INSTITUTE OF ART AND DESIGN, 1996 machte sie ihren Master in Malerei am Londoner ROYAL COLLEGE OF ART. Heute lebt sie im Ostlondoner Stadtteil Walthamstow, der in den letzten Jahren eine rapide Gentrifizierung erlebt hat. Dort hat sie ein kleines Studio in einem Atelierhaus. Sie ist eine elegante Frau mit ihrem langen, grau melierten Haar. Sie trägt eine außergewöhnliche, plisierete Bluse des japanischen Avantgarde-Designers Issey Miyake. »Die hat mir jemand vor ein paar Jahren geschenkt«, sagt sie bescheiden und fast entschuldigend. Sie spricht leise, mit Bedacht, aber bestimmt. Man merkt, dass sie nicht nur viel Zeit mit dem Machen verbringt, sondern auch mit Nachdenken. Und mit Lesen, denn die Vorlagen für ihre Kunst sind nicht, wie das heute oft der Fall ist, Fotos oder Ausschnitte aus Magazinen, sondern das geschriebene Wort. Sie liest Hélène

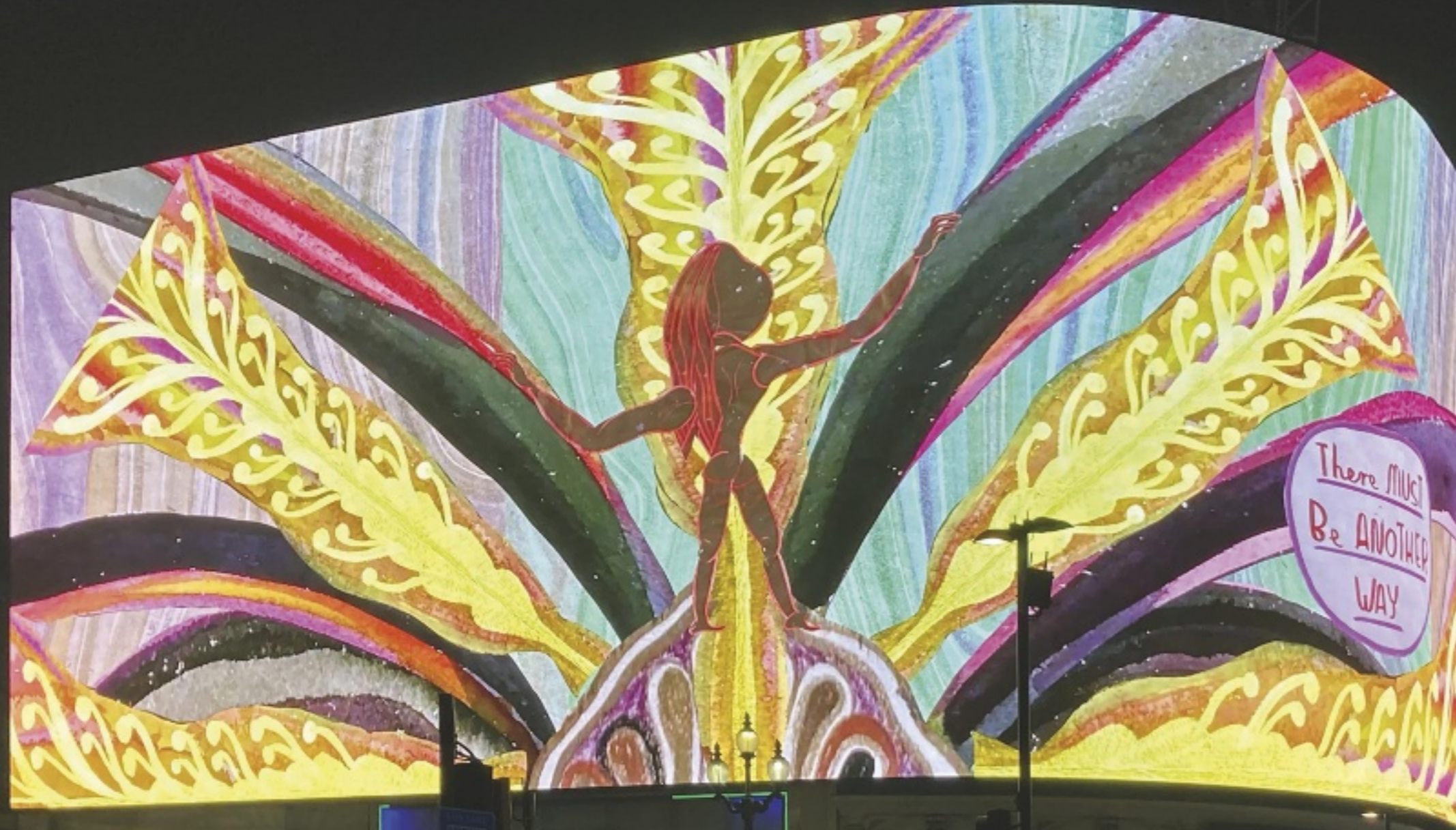
Cixous ebenso wie Arundhati Roy, die US-amerikanische Lyrikerin Diane di Prima ebenso wie den Architektur-Guru Buckminster Fuller. Im Gespräch und auch gelegentlich in Sprechblasen zitiert sie aus deren Büchern. »Was ich lese, untermauert, was ich ohnehin schon denke«, erklärt sie. »Meine Arbeit ist nie eine Illustration meiner Lektüre.«

Ihre Interessen sind weit gefächert, ihr Wissen umfassend. Man könnte sie eine intellektuelle Künstlerin nennen, und doch gelingt es ihr immer wieder von Neuem, ihre abstrakten Gedanken in eindringliche, meist leicht lesbare Bilder umzuwandeln. »Ich habe schon als Kind ständig gezeichnet, und es schien ein ganz natürlicher Schritt zu sein, nach der Schule auf die Kunstakademie zu gehen. Zum Glück gab es damals noch Stipendien, sodass ich studieren konnte, was ich wollte, obwohl meine Eltern kein Interesse an meiner Wahl hatten.« Auf einem Tisch in der Mitte des Ateliers liegt ein Stapel von Zeichnungen, an den Wänden sind Stoffbahnen aus Seide befestigt, die sie ohne Vorzeichnung mit Acrylfarbe bemalt. Ihre Figuren tauchen überall auf: Sie scheinen durch Schlingpflanzen zu schweben.

Manche Figuren sehen aus wie Emma Talbot selbst: In Den Haag zeigte sie eine in ein Cape gehüllte, wie ein Tipi oder gar ein inaktiver Vulkan aussehende Figur, eine Frau mit langem, glattem, grau meliertem Haar. Eine Seite des Capes ist offen, im Inneren liegt eine versteinerte weibliche Figur, die an die Toten von Pompeji erinnert. *How Is (Your*

▲ Sounders of the Depths, 2019, im GEM, Den Haag
YOUR BIRTH – THE EPIC HISTORICAL MOMENT YOU CAN'T REMEMBER (LINKS)
HOW IS (YOUR OWN) DEATH SO INCONCEIVABLE? (RECHTS)

Neu im Repertoire sind **Bewegtbilder**, die gleich groß zur Geltung kamen am **Piccadilly Circus**



Wo sonst im Zentrum von London Werbung flackert, wurden im Lockdown Emma Talbots märchenhafte Kurzfilme gezeigt

FOUR VISIONS FOR A HOPEFUL FUTURE, FILMSTILL, 2021



^
Multimedia-Offensive:
Blick in die Ausstellung
»Ghost Calls«, die 2021
in Schottland bei Dundee
Contemporary Arts
stattgefunden hat

^^
Textiler Rundbau in den
Eastside Projects in Birming-
ham mit bewusst gesetzten
Bezügen zu Gustav Klimt
WHEN SCREENS BREAK, 2020



»Beim direkten Zeichnen
ordne ich meine Gedanken«,
sagt Emma Talbot. Hier
hält sie eine kleine Papier-
arbeit in den Händen, von
denen sie Hunderte auf
ihrem Ateliertisch liegen hat

Für Emma Talbot
sind alle Arbeiten
Zeichnungen, nur in
drei verschiedenen
Dimensionen



Own) *Death So Inconceivable* (2019) verweist auf die eigene Sterblichkeit und auf die Schwierigkeit, sich den eigenen Tod vorzustellen. Aus Lautsprechern klingen merkwürdige Töne. *Early Song* von 2018 basiert auf der ältesten bekannten Notenschrift, die man in Syrien fand und die vor etwa 3400 Jahren in eine Tontafel geritzt wurde. Ursprünglich wurde sie wohl auf einer Art Leier gespielt, Talbot hat sie nun digital verlangsamt und zerdehnt. Nun klingt sie wie ein außerirdisches Brummen, das ebenso in die Vergangenheit wie in die Zukunft gehören könnte.

Wir sehen uns dem ewigen Kreislauf des Lebens gegenüber, »die Materie, aus der wir bestehen, ist ein physischer Teil des Universums, zu dem es nach unserem Tod zurückkehrt«, schreibt Emma Talbot in einem Begleittext. In ihrer Schau *When Screens Break* für EASTSIDE PROJECTS in Birmingham stellte sie sich im letzten Jahr eine Zukunft vor, in der die Technologie den Menschen entglitten ist und sich als autoritäre Kraft verselbstständigt hat. Die alte dingliche Welt existiert nicht mehr, und der Mensch kann in einer neuen, virtuellen Welt sich nur noch daran erinnern, wie die alte Welt ausgesehen hat. Ein ähnlich pessimistisches Thema schnitt sie in diesem Jahr in der Galerie DUNDEE CONTEMPORARY ARTS an. Dort stellte sie sich den nicht mehr unvorstellbaren Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft vor, der die Menschen zwingt, sich neu

zu orientieren und sich holistischen Lebensweisen zuzuwenden. »Was wird uns wichtig sein, wenn wir den Trümmern entsteigen?«, fragt sie, und auf einer Sprechblase liest man: »Das ist nicht das Ende/Lasst uns die Zeit nutzen, die wir zusammen haben/und ohne Furcht eine Vorwärtsbewegung umarmen.« Das ist eine hoffnungsvolle Botschaft, mit der Talbot uns einlädt, positiv mit den vielen Veränderungen und Unsicherheiten der letzten zwei Pandemie-Jahre umzugehen.

In Talbots Werk stehen Bild und Text gleichberechtigt nebeneinander. Sie spricht von »zwei Stimmen, die sich miteinander unterhalten«, die sich aber nie gegenseitig erklären. Und es geht ihr nicht nur um die Bedeutung von Texten, sondern auch darum, wie die Buchstaben und Wörter im Raum wirken und »wie Text, Bild und Ornament miteinander verbunden sind«. Ihre Kunst gibt keine Rezepte vor: »Ich versuche nicht, anderen vorzuschreiben, was sie denken sollen. Ich lege lediglich mein eigenes Denken offen.« Sie nennt es »meinen inneren Monolog sichtbar machen«. Sie räumt allerdings ein, dass ihre jüngsten Arbeiten »kühnere Statements« enthalten, die man als »Gedankendirektiven« auslegen könnte.

Bis vor nicht allzu langer Zeit war ihre Kunst autobiografisch geprägt. Sie hinterfragte ihre Rolle als alleinstehende Frau, als Single-Mom, als Künstlerin und stellte das in einen sozioökonomischen Kontext. Auslöser war ein für sie schlimmes Ereignis, der mehr oder weniger plötzliche Krebsstod ihres Mannes vor 15 Jahren. Sie hat Abstand zu dem Trauma, spricht offen darüber: »Die Zeit zwischen Diagnose und Tod war sehr kurz, doch die letzten drei Monate lag

er im Koma. Er war noch am Leben, aber irgendwie nicht mehr vorhanden. Das war sehr schwer.« Mit Ende 30 wurde sie Witwe und alleinerziehende Mutter von zwei kleinen Söhnen. Sie musste ihren Schmerz verarbeiten, sich um die Kinder kümmern und Geld verdienen – Kunst zu unterrichten lag nah. Alles unter einen Hut zu bringen war nicht leicht. Um an ihrem eigenen Werk zu arbeiten, fehlte ihr in dieser Zeit schlichtweg die Kraft. Dann endlich knüpfte sie vorsichtig wieder an: »Ein Jahr lang probierte ich alles Mögliche aus, aber nichts ergab Sinn.« Bis sie auf einer kleinen Zeichnung eine gesichtslose Comicfigur zeichnete – der Beginn einer neuen Emma Talbot.

Sie ist die gegenwärtige Preisträgerin des »Max Mara Art Prize for Women«, der alle zwei Jahre von der Londoner WHITECHAPEL GALLERY und der COLLEZIONE MARAMOTTI in Reggio Emilia an eine Künstlerin vergeben wird, der noch keine große Museumsschau ausgerichtet wurde. Um sich für den Preis zu bewerben, legen die Künstlerinnen einen Entwurf für eine Ausstellung vor, die die Gewinnerin dann in England und Italien verwirklichen darf. Talbot ließ sich für ihren Entwurf von Gustav Klimt inspirieren: *Die drei Lebensalter der Frau* von 1905 zeigt eine nackte junge Frau, die ein kleines Mädchen im Arm hält. Daneben steht eine ebenfalls nackte alte Frau, deren gesenkter Kopf darauf hindeutet, dass sie sich schämt. Die Scham der alten Frau machte sie zutiefst betroffen. »Das ist für mich eine schreckliche Ver-

dammung des Alters und des Alterns«, sagt sie. Sie konnte nicht nachvollziehen, warum die italienische Regierung anlässlich des 50. Jahrestags der Vereinigung des Landes genau dieses Bild angekauft hat. Warum ausgerechnet dieses Motiv, fragte sie sich? »Dann wurde mir klar, dass die alte Frau die Vergangenheit verkörpert, die es zu überwinden galt, und die beiden Jüngeren die Zukunft.« Wie wäre es aber, fragte sie sich weiter, wenn ich die alte Frau in eine positive, in die Zukunft schauende Figur verwandeln würde? In Emma Talbots Max-Mara-Schau wird die alte Frau, ähnlich wie der antike Held Herkules, zwölf Aufgaben lösen müssen, aber nicht wie jener mit Mitteln der Gewalt und des Betrugs. »Stärke und Macht können auch anders aussehen«, sagt die Künstlerin.

Ein weiterer Bonus des Preises ist ein sechsmonatiger Studienaufenthalt in Italien, den Talbot frei gestalten kann, um Material für ihre bevorstehende Schau zu sammeln. Ihre Pläne sind überraschend: Sie hat vor, auf Sizilien unterschiedliche Möglichkeiten von Permakultur zu studieren, um nachhaltigen Ackerbau besser zu verstehen, und antike Ausgrabungen wie den Tempel des Herkules bei Agrigent zu besichtigen. In Rom möchte sie sich etruskische Keramik ansehen, auf der Herkules bei der Lösung seiner Aufgaben dargestellt ist. Außerdem möchte sie die Geschichte des Seidendrucks für italienische Modehäuser recherchieren und das Intarsienstricken mit einer runden Strickmaschine lernen, auf der man dreidimensionale Strickware herstellen kann. All diese neuen Erfahrungen sollen in die Ausstellung einfließen, die 2022, so Covid-19 will, stattfinden soll; zunächst in London und dann in Reggio Emi-

Zum ersten Mal in ihrem Leben hat sie keine Geldsorgen und kann loslassen

lia. »Der Max-Mara-Preis gibt mir zum ersten Mal die Möglichkeit, mich voll auf meine Kunst zu konzentrieren«, sagt sie, »nach Jahren des Unterrichts, weil ich Geld verdienen musste.«

Das gleichberechtigte Neben- und miteinander unterschiedlicher Medien – Aquarell auf Papier, Gouache und Acrylfarbe auf Seide, dreidimensionale Installationen, Animationsfilm und Sound – ist Talbots Stärke. Sollte man ihr Hauptmedium benennen, wäre es die Zeichnung, es ist das Unmittelbarste für sie. Wenn sie bereit ist, ihre Gedanken zu Papier zu bringen, greift sie nicht nur zu Bleistift oder Kohle, sondern auch zu Pinsel und Wasserfarbe. Sie formuliert es so: »Durch den Akt des Zeichnens konzentriere und konkretisiere ich meine Gedanken.« Sie nennt das »direktes Zeichnen«, aber auch ihre Skulpturen und Rauminstallation fallen für sie darunter, sie bezeichnet sie als »dreidimensionale Zeichnungen«.

Emma Talbots Kosmos ist vielschichtig. Sie konfrontiert ihr Publikum mit Fragen, die zum Nachdenken anregen, zur kritischen Selbsthinterfragung. Aber immer wieder klingt auch ein ansteckender Optimismus durch, der hoffnungsvoll in die Zukunft blicken lässt. »Denkst du ständig, dass es einen anderen Weg geben muss?« Oder: »Wir können nicht zurück, aber wir können nach vor-

ne gehen. Es wird nicht dasselbe sein. Es könnte besser sein.« Sie musste sich oft selbst dazu bringen, in dunklen Situationen das Licht zu sehen.

Zu ihrer großen Freude hat sie im letzten Jahr ihr Repertoire um ein neues Medium erweitert: »Während des ersten Lockdowns hatte ich plötzlich viel Zeit für mich, aber da ich nicht in mein Atelier konnte, saß ich zu Hause vor dem Computer und brachte mir ein Animationsprogramm bei.« Sie lernte, wie man mithilfe einer App Zeichnungen in Animationsfilme verwandelt. »Es ermöglicht dem Betrachter, in dem Raum herumzulaufen, den ich mir beim Zeichnen vorstellen konnte«, berichtet sie begeistert. Sie lernte es gerade rechtzeitig für ihren großen Auftritt am Londoner Piccadilly Circus im März dieses Jahres. Auf einer der weltweit berühmtesten digitalen Leuchtreklametafeln liefen ihre vier Kurzfilme *Four Visions for a Hopeful Future*, »die das zurückliegende Jahr, beginnend mit dem ersten Lockdown, reflektieren«. Sie bezeichnet sie als »vier narrative Jahreszeiten – dunkler Rückzug (Winter), Zusammenbruch der Strukturen (Herbst), Erneuerung und Heilung (Frühling) sowie die Wärme der Gemeinschaft (Sommer)«. Eine der zentralen Figuren ist die Äbtissin und Mystikerin Hildegard von Bingen, die »wie ein Vogel mit Frauenkopf durch die Zeit fliegt und visionäre Gedanken verbreitet«. In einer Sprechblase steht programmatisch: »Es muss einen anderen Weg geben.« Ein gutes Motto. //

▲ So sortiert wie Emma Talbots Gedanken, so aufgeräumt ist auch ihr Studio mit Zeichentisch, Rollwagen mit Farben und vielen Arbeiten, die an den Wänden lehnen

▲ Auseinandersetzung mit den Folgen der Corona-Pandemie, die England sehr hart traf
A YEAR OF DARK SHADOWS, FILMSTILL, 2021